

LUKAS CLEMENS, *Tempore Romanorum constructa. Zur Nutzung und Wahrnehmung antiker Überreste nördlich der Alpen während des Mittelalters.* Monographien zur Geschichte des Mittelalters, Band 50. Verlag Anton Hiersemann, Stuttgart 2003. 188,– €. ISBN 3-7772-0301-7. X, 565 Seiten mit 32 Abbildungen.

Als Lukas Clemens diese Untersuchung im Jahr 2000 an der Universität Mainz als Habilitationsschrift einreichte, war er als Kustos am Rheinischen Landesmuseum in Trier tätig; inzwischen bekleidet er an der Universität derselben Stadt eine Professur für Mittelalterliche Geschichte und Hilfswissenschaften. Schon dieses biographische Schlaglicht zeigt, daß der Autor Kompetenz auf zwei zwar recht verschiedenen, oft jedoch komplementären Feldern historischer Überlieferung besitzt, in der Kenntnis nämlich und in der Beurteilung von schriftlichen ebenso wie von archäologischen Quellen. Clemens' Untersuchung bezieht ihren besonderen Reiz aus dieser Zweigleisigkeit: Er „wertet neben der schriftlichen Überlieferung vor allem die relevanten archäologischen Quellen“ aus (S.5). Im übrigen geht er „das Thema ‚Fortleben von Antike‘ von zwei Seiten an, die sich gegenseitig bedingen und auf vielfältige Weise miteinander verwoben sind“: Ein erster Teil beinhaltet eine „Bestandsaufnahme, die dem Umfang überdauerter Antike im Weichbild der Städte, auf dem Land, am Beispiel ausgewählter Bauwerksgruppen und gezielt eingesetzter Spolie nachgeht“ (ebd.). In den anschließenden Untersuchungen geht es dann um die Wahrnehmung ebendieser antiken Überreste durch die Menschen des Mittelalters.

Dieser Konzeption folgend, findet der Autor den Einstieg in sein Thema mit einer Sichtung des im Mittelalter noch erhaltenen Bestandes antiker Baureste in sechs ausgewählten Städten: Die beiden Moselstädte Metz und Trier, beide mit ausnehmend guter Quellenlage, bilden die Eckpunkte; dazwischen werden die durch ihre Grenzlage in römischer Zeit geprägten Plätze Köln und Mainz behandelt, ferner Reims und Besançon. Graphisch hervorragend gestaltete Karten stellen den jeweiligen topographischen Befund dar und erlauben sinnfällig einen Vergleich zwischen den exemplarischen Befunden. Dabei deutet die Streuung der Fallbeispiele zugleich das vom Autor gewählte Untersuchungsgebiet an. Es umfaßt im wesentlichen den spätantiken Verwaltungsbezirk der *Diocesis Galliae*, ferner die nördlich der Alpen gelegenen Teile der *Italia Annonaria* samt dem ehemaligen Dekumatland rechts des Rheins; das entspricht, wenn man es aus mittelalterlicher Perspektive betrachtet, dem merowingischen Frankenreich mit Ausnahme von Aquitanien und dem südlichen Burgund und stellt insofern einen einigermaßen einheitlich konditionierten Raum dar.

Der nächste Schritt der Annäherung an das gewählte Forschungsproblem besteht in der Sichtung der mittelalterlichen Überlieferung zu ausgewählten römischen Monumentalbauten. Dabei werden gezielt solche betrachtet, deren ursprüngliche Zweckbestimmung – anders als beispielsweise die von Kirchen oder Stadtmauern – im Mittelalter bedeutungslos geworden war: Thermen, Forumbauten, Wasserleitungen und – an erster Stelle – Amphitheater. Gerade letztere können die sich wandelnde Einstellung zu derartigen Bauwerken gut verdeutlichen. Noch im 6. Jahrhundert haben Amphitheater zumindest gelegentlich ihrem alten Zweck, der Veranstaltung von Tierhetzen und dergleichen, gedient; später ist solches nicht mehr bezeugt. Wenigstens ein Reflex der ursprünglichen Funktion ist dann zu erkennen, wenn in Amphitheatern christliche Kultstätten zur Verehrung der einst dort umgekommenen Martyrer eingerichtet werden – so etwa in Metz schon in spätantiker Zeit. Sonst werden Amphitheater früher oder später durch Einbeziehung in oder Einbau von Befestigungsanlagen oder überhaupt von Wohnquartieren zweckentfremdet, sie werden als Steinbruch genutzt und oft genug dadurch völlig beseitigt, auch für die Nutzung als Weinberg boten sie sich ihrer hängigen

Beschaffenheit nach fallweise an. Bemerkenswert ist, daß sich die Kenntnis von ihrer ursprünglichen Funktion vielerorts auch im Mittelalter lange erhalten hat, wie sich allein schon an der Benennung *als theatrum, arenae* und dergleichen erkennen läßt. Fehldeutungen wie die als „Labyrinth“ sind selten, unterstellen aber immerhin noch den antiken Ursprung des Bauwerks. Sonst überlagern in zunehmendem Maße Legenden, die sich an diese absonderlichen Relikte knüpfen, die Kenntnis von ihrem ursprünglichen Charakter.

Gleichwie in den Städten sind „Antike Überreste auf dem Land“ in ihrer Substanz häufig erhalten geblieben, spielen jedoch in der schriftlichen Überlieferung verständlicherweise nur eine geringe Rolle. Ruinenstätten von Gutshöfen (*villae*) und Siedlungen von *Vicus*-Charakter, Reste von Grabmonumenten und ländlichen Heiligtümer werden fallweise erwähnt und nicht selten auch einer neuerlichen Nutzung zugeführt, wobei allein die aktuelle Verwendungsmöglichkeit der Bausubstanz eine Rolle spielt. Allenfalls bei Heiligtümern scheint sich das Wissen um ihren ursprünglichen Charakter vielfach gehalten zu haben oder ist unter dem Firnis der christlichen Umnutzung mindestens noch zu ahnen. Echte Siedlungskontinuität bei den Wohnplätzen ist kaum einmal gegeben; persistente Orte wie Arlon und Grand mögen ihrer Rechtsstellung nach den *vici* zuzurechnen sein, sind aber ihrer Struktur nach alles andere als ländlich-bäuerliche Siedlungen, und für den Kastellbereich von Alzey (S. 170f.) wird eine Fortdauer der Besiedlung über das Ende der Antike hinaus zwar immer wieder postuliert, ist bisher aber trotz ausgedehnter Grabungen nicht durch einschlägige Funde nachgewiesen worden. Im ganzen war jedoch – unbeschadet der Tatsache, daß sich die Nutzung der baulichen Reste der Antike im ländlichen Milieu meist nur im Rahmen dessen hält, was sich salopp als „Ruinenkontinuität“ bezeichnen läßt – auch das flache Land im untersuchten Gebiet während des Mittelalters durch allenthalben vorhandene und eindrucksvoll sichtbare, von den Umwohnern zumindest grob dem Altertum zugerechnete Relikte gekennzeichnet.

Der letzte Abschnitt des ersten Teils schildert breit die Wiederverwendung „von Antike“ – eine anspruchsvolle Verallgemeinerung, die man gut und gern durch „antike Baureste“ ersetzen könnte –, schildert also die sekundäre Nutzung antiker Architekturelikte als Baumaterial, ein Vorgang, der in erheblichem Maße zur Dezimierung, ja mancherorts zur völligen Eliminierung des einst vorhandenen Denkmälerbestandes beigetragen hat. Davon zu unterscheiden ist die Verwendung „gezielt eingesetzter Spolie[n]“, wofür als herausragendes Beispiel die Ausstaffierung der Aachener Pfalz unter Karl dem Großen mit aus Italien herangeschafften Baugliedern zum Zweck der Herrschaftslegitimierung gelten kann (vgl. dazu S. 273f.). Dieser für die Einstellung des Mittelalters gegenüber den antiken Relikten zweifellos aufschlußreiche Aspekt wird indessen nur kurz gestreift, „denn das Thema der Bedeutungsinhalte von Spolien bedarf einer gesonderten Aufarbeitung, die im Rahmen dieser Arbeit nicht zu leisten ist“ (S. 244).

An dieser Stelle sei eine Zwischenbemerkung an die Adresse des vornehmlich archäologisch interessierten Publikums dieser Zeitschrift gestattet: Den Forschenden auf dem Feld der Archäologie erschließt das hier angezeigte Werk von Lukas Clemens in hervorragender Weise die für eine Vielzahl archäologischer Forschungsobjekte vorhandene Parallelüberlieferung der Schriftquellen. Was immer innerhalb des geographischen Rahmens des Untersuchungsgebietes über dingliche Relikte aus der Römerzeit in mittelalterlichen Schriften festgehalten worden ist, wird angeführt und durchweg auch im originalen, also lateinischen Wortlaut zitiert. Selbst inzwischen spurlos verschwundene Objekte wie das Amphitheater von Mainz (S. 104f.) oder die rätselhafte *memoria* in Trier (S. 74) finden Berücksichtigung. Vor allem über das sorgfältig gearbeitete Register läßt sich leicht der Bestand an schriftlicher Überlieferung zu einem bestimmten Ort oder einem bestimmten Objekt finden. In diesem

Spektrum der Schriftquellen ist selbstverständlich nicht jedwedes Bauwerk aus antiker Wurzel wiederzufinden; wo – wie etwa bei der Klosterkirche St. Alban vor Mainz – der spätantike Ursprungsbau dem Mittelalter gar nicht mehr vor Augen stand, ist eine Reflexion antiken Erbes von vornherein nicht zu erwarten.

Der zweite Hauptteil der Arbeit ist den verschiedenen Aspekten der „Wahrnehmung von antiken Überresten im Mittelalter“ gewidmet. Die einschlägige Überlieferung sowohl in den hagiographischen Texten als auch in den historiographischen Quellen wird herangezogen, darin eingeschlossen eine Erörterung, in welchem Maße die durch Pilgerreisen und auf anderem Wege gewonnene Kenntnis der stadtrömischen Baudenkmäler zu Deutung und Verständnis antiker Überreste nördlich der Alpen beigetragen hat. Daß freilich gerade in der hagiographischen Literatur nicht alles Mitgeteilte für bare Münze zu nehmen ist, lehrt das S. 363 Anm. 432 herangezogene Beispiel von Bingen. Die Verfasserin der *Vita sancti Ruperti*, keine Geringere als die hl. Hildegard von Bingen, sieht in einer *civitas* auf dem linken Flußufer die älteste Siedlung an der Nahemündung; erst nach Zerstörung durch die Normannen sei aus deren Trümmern die Stadt Bingen auf der anderen Flußseite errichtet worden. Nun ist die kontinuierliche Entwicklung Bingens aus römischen Wurzeln nicht zu bestreiten (vgl. zuletzt G. RUPPRECHT/A. HEISING [Hrsg.], *Vom Faustkeil zum Frankenschwert. Binger Stadtgeschichte 2* [Mainz 2003]), und eine (spät-)antike befestigte Siedlung auf der Bingerbrücker Seite ist nicht belegt (vgl. R. KNÖCHLEIN ebd. S. 147 f.), auch nicht durch das vom Verf. angeführte Literaturzitat (Römer in Rheinland-Pfalz [1990] 333–335). Offensichtlich war Hildegard bemüht, die Anciennität der Stätte ihres Klosters herauszustreichen, und wenn antikes Baumaterial über die Nahe verfrachtet worden ist, dann eher solches aus dem Stadtbereich von Bingen zum Neubau des Klosters auf dem Rupertsberg. Trotz dieses unzutreffenden Einzelalles ist die „Gründung hochmittelalterlicher Reformklöster und Priorate in antiken Ruinen“ wie auch ihre Nutzung für Burganlagen alles andere als ungewöhnlich. Von hohem Interesse für den Archäologen ist nicht zuletzt das Kapitel über mittelalterliche Berichte zur Auffindung und Interpretation antiker Funde. Sie lassen mitunter überraschend hellsichtige, rational begründete und nach heutigen Maßstäben durchaus zutreffende Beurteilungen erkennen. Daneben finden sich verständlicherweise allerlei Fehldeutungen, wie z. B. im Zusammenhang mit einem 1174 bei Andernach entdeckten Grab (dazu zuletzt H. AMENT, *Römischer Kaiser oder fränkischer Fürst. Ein archäologischer Fund aus Andernacher Boden im Jahr 1174 n. Chr.* *Andernacher Annalen* 5, 2003/04 [2002] 27–35), die ihrerseits jedoch wieder ein Licht auf die seinerzeit aktuelle politische Situation werfen (S. 397).

Die große Verschiedenartigkeit der Quellenzeugnisse macht es nicht einfach, eine zusammenfassende Bilanz der Untersuchungen zu formulieren. Regionale Unterschiede, Zeitunterschiede innerhalb der mittelalterlichen Epoche, unterschiedliche Sachzusammenhänge und nicht zuletzt die höchst verschiedenen geistigen Horizonte der tradierenden Personen verleihen dem überlieferten Einzelfall ein höchst individuelles Gepräge, so daß sich allgemein gültige Entwicklungslinien nur schwer aufzeigen lassen. Im allgemeinen gilt, daß das Verständnis für die antiken Relikte anfangs des Mittelalters noch recht hoch war und gegen dessen Ende deutlich abnahm; am Beispiel der antiken Inschriften läßt sich das am besten nachvollziehen. Das ist nicht zuletzt eine Folge des zunehmenden Verschwindens antiker Bausubstanz durch natürlichen Verfall, Steinraub, Überbauung und anderes mehr. Hand in Hand damit setzt sich langsam die Überzeugung durch, daß jene allenthalben in Stadt und Land sichtbaren Relikte nicht von einer Episode der eigenen Geschichte herrühren, sondern überkommene Zeugnisse einer anderen, früheren, nunmehr endgültig abgeschlossenen Epoche darstellen. Erstmals in der gegen Mitte des 7. Jahrhunderts verfaßten Schilderung der antiken Überreste

von *Luxovium*/Luxeuil durch Jonas von Bobbio kann Verf. diese distanzierte Einstellung erkennen (S.258 f.). Sie gewinnt in der Folgezeit an Boden und läßt das Bild der Antike bis ins Spätmittelalter hinein zunehmend verblassen, bis jenseits der Zeitgrenzen des Mittelalters eine neue Rückbesinnung einsetzt, die sich gerade auch im Architektonischen artikuliert.

D-55116 Mainz
Schillerstraße 11
Schönborner Hof - Südflügel

Hermann Ament
Johannes Gutenberg-Universität Mainz
Institut für Vor- und Frühgeschichte

ADOLF NEYSES, Die Baugeschichte der ehemaligen Reichsabtei St. Maximin bei Trier. Kataloge und Schriften des Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseums Trier, Band VI/1–2. Selbstverlag des Bischöflichen Dom- und Diözesanmuseums, Trier 2001. 100,– €. ISBN 3-9805773-7-6; ISSN 0937-2237. 2 Bände mit 291 Seiten, 101 Abbildungen, 42 Faltafeln und 3 Faltbeilagen.

Das ehemalige Benediktinerkloster St. Maximin vor Trier gehört zu den bedeutendsten geistlichen Institutionen des Moselraumes während des Mittelalters. Die Abtei war im 10. Jahrhundert ottonisches Reformzentrum und bis zu ihrer 1139 erfolgten Inkorporation in das Erzstift Reichskloster. Ihre Grundherrschaft übertraf lange Zeit deutlich die Besitzungen der Trierer Erzbischöfe. Nachdem sich bereits immer wieder Historiker und Kunsthistoriker mit einzelnen Aspekten der Klostersgeschichte auch monographisch auseinandergesetzt haben, liegt mit der anzuzeigenden Arbeit nun eine umfassende Vorlage und Auswertung der Baubefunde vor.

Die Grabungsgeschichte von St. Maximin blickt auf eine lange Tradition zurück. Neben frühneuzeitlichen Beobachtungen aus dem 16. bzw. 17. Jahrhundert erfolgten 1915–19 und 1936 bauhistorische und archäologische Untersuchungen durch den städtischen Konservator Friedrich Kutzbach. Mit der im Vorfeld einer neuen Straßenführung unmittelbar östlich der Abteikirche 1958/59 seitens des Rheinischen Landesmuseums Trier durchgeführten Freilegung und Dokumentation der Außenkrypta war bereits Adolf Neyses betraut, dem im Zuge der Renovierungsarbeiten an dem Kirchenschiff auch die örtliche Grabungsleitung der umfangreichen Ausgrabungen von 1978–90 und nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst des Landesmuseums kleinere Sondagen in den Jahren 1994/95 übertragen wurden. Es ist das große Verdienst des Verf., nach seiner Pensionierung sowohl aus der komplizierten Überlieferung der Altgrabungen als auch der detaillierten Dokumentation seiner eigenen Ausgrabungen in Verbindung mit einer Auswertung der reichhaltigen schriftlichen Überlieferung und der Einbeziehung von Bildquellen die komplizierte Bauabfolge von privaten kaiserzeitlichen Grabbauten, frühchristlichem Coemeterialbau bis hin zur Abteikirche und ihrem Nachleben nach Auflösung des Konventes aufgearbeitet zu haben. Dabei trennt er sorgfältig zwischen nüchterner Befunddokumentation und der eigenen Interpretation, die immer wieder durch Rekonstruktionszeichnungen veranschaulicht wird.

Das Resultat seiner langjährigen Bemühungen ist beeindruckend: So konnten im Bereich des Kirchenschiffes, aber auch nördlich davon isolierte Grabtempel nachgewiesen werden,